

# Feuilleton

## Bilder der Woche



Altarbild in der St. Matthäus-Kirche von Andreas Mühe, 2020



Aus der Serie Hagiographie Biorobotica



Aus der Serie Hagiographie Biorobotica

ANDREAS MÜHE/VG BILDKUNST BONN 2020 (3)

## Fortschritt außer Rand und Band: Die Bioroboter von Tschernobyl

INGEBORG RUTHE

Die Helden liegen, lebensgroß, unter Glas, in Lichtkästen wie in Sarkophagen. Neun solcher durchsichtiger „Särge“ durchziehen jeweils in Dreierfolge den Kirchenraum von St. Matthäus am Kulturforum. Die merkwürdige Anordnung weist zur Apsis. Auch das Altarbild dort ist eine theatrale Großfotografie: Ein mit tiefrotem Stoff überzogener Stein. Keine Figur, kein Kruzifix. Für die feierliche Trauer nur Leere. Davor nur die hohen weißen Altar-Kerzen.

Der Berliner Fotograf Andreas Mühe, Sohn des 2007 verstorbenen Schauspielers Ulrich Mühe, inszeniert seine mit Spannung erwartete Kirchen-Ausstellung „Hagiographie Biorobotica“ in drei Akten und mit wechselnden Bildern bis ins kommende Jahr hinein. Beim Eintritt in das evangelische Gotteshaus am Kulturforum, das von dem Schinkel-Schüler August Stüler erbaut wurde, kollidiert die Dramatik des diffizilen Themas mit dem nüchtern-weißen Inneren des neo-romanischen Baus. Viermal im Jahr stellen hier namhafte Künstlerinnen und Künstler aus und schaffen auch jeweils das – temporäre – Altarbild. Andreas Mühe, 40, arbeitet seit Jahren an seiner „Heldenserie“ und fragt mal ketzerisch ironisch, mal tiefernst danach, was eigentlich Helden sind. Und was Heldentum heute bedeutet. Dafür befragte er in fotografischen Inszenierungen schon die griechische Mythologie, die Romantik und mit krassen Obersalzberg-Uniformierten die NS-Zeit.

Bei diesem Kunstspektakel ausgerechnet in einer Kirche aber geht es um Opfer der Moderne: um jene Männer, die in der Reaktor-Katastrophe von Tschernobyl am 26. April 1986 oder im Nachgang, bis zum Bau des Sarkophags über dem Ort des Super-GAU in jüngster Zeit, ihr Leben verloren. Mühe erinnert an die Zahllosen und Namenlosen, die damals, nach dem „Störfall“ (wie Christa Wolf ihr Buch darüber nannte, in dem jeder Satz aus Entsetzen besteht) den Höllenbrand löschten – und löschen mussten. Keiner dieser Helden lebt noch. Wie viele waren es? 500.000 sind nur ein vage Annahme.

Der Fotokünstler schafft mit seiner Inszenierung dieser sowjetischen Männer, die sich der Radioaktivität und damit dem Strahlentod aussetzten, einen so ästhetischen wie emotionalen Höhepunkt in seiner Langzeitserie „Helden“. Mühe erfand fiktive, aber gerade darum irritierend reale Gestalten, lebendige Skulpturen, wenn man so will. Er kostümierte einen hochgewachsenen Schauspieler mit völlig nutzlosen Schutzanzügen, Gummihosen, Gummihandschuhen und Lederwesten, die gegen die radioaktive Strahlung, den lautlosen Feind, nichts ausrichten können. Der Fotograf rüstete diesen so abenteuerlichen wie tragischen Heldentypus mit Bleiplatten, Masken und Geigerzählern aus – wirkungslose Utensilien dieser sowjetischen Kreuzritter gegen den außer Rand und Band geratenen atomaren „Fortschritt“.

Mühe war ein Ost-Berliner Schulanfänger, als die Katastrophe passierte, die im Sozialismus lange tabuisiert wurde. Erst der Nuklearunfall

von Fukushima 2011 hat die Welt dann aufgerüttelt. Der Fotograf nennt seine Schock-Gestalten „Bioroboter“, halb Mensch, halb Maschine. Er stellt diese Chimären des technischen Fortschrittsglaubens gegen die uralten Helden-Epen von geheiligten Märtyrern der biblischen wie antiken Mythen, gegen todesmutige Einzelkämpfer für das Gute wie Achilles, Alexander der Große, Spartakus – oder Stauffenberg. Als namenlose Menge, die sich opferte, ohne namentlich in die Geschichte einzugehen. Mühe umhüllt das Narrativ des Heldentums und der bedingungslosen Opferbereitschaft für eine Idee (oder Ideologie), mit Fragwürdigkeit. Das ist in einer Kirche umso verstörender, denn das Kruzifix in jeder christlichen Kirche steht ja dafür, dass Jesus für die Sünden der Menschen ans Kreuz geschlagen, also geopfert wurde.

Mit Absicht wählte der Künstler für die Einladung in seine Ausstellung einen Auszug aus Albert Camus' Roman „Die Pest“: „... ich habe genug von den Leuten, die für eine Idee sterben. Ich glaube nicht an das Heldentum ... ich habe erfahren, dass es mörderisch ist.“ Am kommenden Sonntag wird Mühes „Biorobotern“ sogar eine Messe gelesen, den „Liquidatoren“ von Tschernobyl, es geht in der Predigt um Opfer und Sühne.

**St. Matthäus-Kirche**, Matthäikirchplatz am Berliner Kulturforum. 1. Akt bis 19. November, 2. Akt vom 26. November bis 3. Januar 2021, 3. Akt vom 7. Januar bis 14. Februar 2021, Di-So 11-18 Uhr. Gottesdienst „Opfer und Sühne“ am 11. Oktober, 18 Uhr.

## Malocher im Jahr 2020 – idealisiert ist hier gar nichts mehr

Ralf Kerbachs Bildserie „Beton“ zeigt Arbeiter eines ganz anderen Typs – zu sehen in einer Ausstellung der Berliner Galerie Poll

INGEBORG RUTHE

Als der Maler Ralf Kerbach 1982, als 26-Jähriger, seiner Geburtsstadt Dresden und der DDR den Rücken kehrte, dominierte im nachstalinistischen, mit „Weite und Vielfalt“ versehenen Kunstbetrieb des 16-Millionen-Einwohner-Landes ein Arbeiterbild, ein Ideal vom „Neuen Menschen“ das noch bis in die späten 1980er-Jahre von der barock-expressiven Ästhetik des preisgekrönten Staatsmaler-Stars Willi Sitte geprägt war. Das waren allesamt so selbst- wie staatsbewusste, zudem fleischeslustige Durchreißer-Typen, denen keine Unbill im Leben wie im realsozialistischen

Arbeitsalltag etwas anhaben konnte und mit denen man sich lieber nicht anlegen sollte. Der mutterwitzige Volksmund machte sich darauf denn auch seinen sarkastischen Vers: „Lieber von der sozialistischen Arbeit gezeichnet, als von Sitte gemalt.“ Dafür kam keiner nach Bautzen, darüber duften sogar Funktionäre lachen.

Kerbach, einst Schüler des Meisterzeichners Gerhard Kettner an der Dresdner Kunsthochschule, lässt nun, zu Beginn der Zwanzigerjahre des 21. Jahrhunderts all diese Erinnerungen zurück und widmet sich der Arbeiterfigur von heute. Er fand seine Modelle allerdings nicht in den hochtechnisierten, mit Compu-



Ralf Kerbach: „Beton“

ter-Produktion ausgestatteten Konzernen, etwa dem VW-Fließband oder in modernisierten mittelständischen Unternehmen, sondern beim schnöden Abruch und Umbau-Arbeiten seines alten Hauses nahe Dresden. Er malte und zeichnete genau den Typus von Arbeitern, die wirklich malochen und nicht idealisiert als dichtende Werk-tätige pathetisch den Sonnenaufgang und den Kommunismus als bedürfnislose Gesellschaft begrüßen oder am Hochofen in Gedanken den Weltraum erobern.

Kerbach zeigt seine Arbeitsmänner als Jobber, die mit hartem körperlichem Einsatz eine Dienstleistung für einen privaten Besitzer erbringen

und das hat seinen Preis. Keiner der Abbrucharbeiter, der Betongießer, Mauerer, Rohrleger, City Cleaner wird erst durch die Arbeit zum Menschen, schon gar nicht der Schwarzarbeiter und Tagelöhner, die sich frühmorgens auch in den großen Städten wie Berlin, Leipzig oder Dresden an einer verschwiegenen Ecke anstellen für einen Stundenjob.

Zugegeben, Kerbachs Arbeitern eignet etwas Dystopisches. Die Betongießer hängen am Gießschlauch wie Gefangene, fast verfremdet zu ihren eigenen Schatten. Und auch der Rohrleger, auf den ersten Blick ein komisch-lustiger Typ, gleicht einer bunten Gliederpuppe, einer Marionette mit monströsen Hand-

schuhen und altertümlicher Blechkanne, die Arme unbeweglich durch die Rohrsatzteile. Diese erdnahe Arbeit könnte kein noch so ausgeklügeltes Computerprogramm ausführen. Hier geht es noch um völlig bodenständige Verrichtungen, um die Bändigung von GWS (Gas, Wasser, Scheiße). Und wer diesen Mann verärgert, hat ein veritables Problem. Ralf Kerbach hat solche Typen gemalt, um auf den Kontrast und die harte Realität zu verweisen, etwa auf die „efeuum-rankte Schattenwelt“ einer Kunsthochschule, in der auch er lehrt.

**Galerie Poll**, Gipsstr.3 (Mitte), bis 24. Oktober, Di-Sa 12-18 Uhr